Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich: vierteljährl. ℳ 6. Man abonnirt ferner mit entsprechendem Postaufschlag bei den Postanstalten in der Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, den Donaustaaten, der Europäischen Türkei, Egypten. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur unter Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um 1/2 7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim.
Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche,
Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 40. **Dienstag** den 22. Januar 1901. **95. Jahrgang.**

Die Wirren in China.

„Grausamkeiten" der Verbündeten.

Die chinesischen Zeitungen sind jetzt mit blutrieselnden Schilderungen der Schandthaten der Verbündeten in Peking angefüllt, die vielleicht keinen großen historischen Werth haben, aber nichtsdestoweniger für die Chinesen eine getreue Darstellung dieser „barbarischen Invasion" bedeuten, welche bis in ferne Generationen erhalten bleiben und für Hunderte von Jahren als grauenvolle Geschichte für Kinder im Reiche der Mitte Verwendung finden wird. Das Blatt „Tung-Wen-Hu-Pao" ist ganz besonders productiv in diesen schauerlichen Schilderungen und constatirt ausdrücklich, daß es weder Zeit noch Mühe gespart hat, um alle Informationen sorgfältig zusammen zu tragen und zu veröffentlichen. Es widmet diesem Gegenstande eine ganze Reihe von Leitartikeln, die mit einer geradezu lustigen Gleichgiltigkeit und Leichtherzigkeit Alles und Jedes zu Papier bringt, ganz einerlei, ob die verschiedenen Schilderungen und Thatsachen sich im krassesten Widerspruch befinden oder nicht. Von allen „Schandthaten", deren sich die Verbündeten in Peking schuldig gemacht haben, hat die „Grausamkeit" den Durchschnitts-Chinesen am meisten verblüfft und entsetzt, mit welcher chinesische Edelleute und hohe Beamte, ja selbst Prinzen von königlichem Range gezwungen worden sind, manuelle Arbeiten zu verrichten. Die bittersten Vorwürfe werden auf die Häupter dieser unglücklichen Würdenträger gehäuft, weil sie nicht den Muth fanden, sich lieber selbst das Leben zu nehmen, als sich einer solchen entwürdigenden Degradation zu unterziehen, denn in echt chinesischer Philosophie wird der ganz correcte Schluß gezogen, daß eine solche Erniedrigung nicht nur die schwachmüthigen Größen des Landes allein treffe, sondern auf das ganze hochdele Staatswesen zurückfalle.

Es ist interessant, bei dieser Gelegenheit zu erfahren, daß ein hoher Mandarin und früherer Superintendent der kaiserlichen Seidenfabriken gezwungen wurde, bei gewissen Schanzarbeiten Erde zu tragen, und daß dieser um Leben und Gesundheit besorgte Beamte mit größter Seelenruhe sich seiner gestickten Staatsroben entledigte, seine Aermel aufrollte und sich mit solchem Eifer an die ungewohnte Arbeit machte, daß die „fremden Teufel" ihn bald darauf zur Belohnung wieder laufen ließen. Der Prinz dritten Ranges J-Hu war weniger glücklich: er mußte für französische Soldaten Kleider waschen und Waffen putzen und wurde dabei so schlecht behandelt, daß er sich gleich am zweiten Tage seiner Gefangenschaft mit einem europäischen Handtuch erdrosselte, was ihm von dem Zeitungsschreiber hoch angerechnet wird. Andere hohe Beamte und adelige Herren, die in dem ganzen verweichlichenden Luxus und Ueberfluß der chinesischen Aristokratie in Ehren grau geworden waren, mußten Tage lang die widerwärtige Arbeit des Begrabens von bereits halbverwesten Leichen besorgen, und die europäischen Soldaten scheinen somit, wahrscheinlich meistens in Unkenntniß des hohen Ranges mancher ihrer Gefangenen, in geradezu schneidiger Unparteilichkeit bei der Vertheilung der erforderlichen Arbeiten vorgegangen zu sein. Es heißt da weiter, daß einige Mandarinen, die glücklich genug waren, ihren Quälgeistern zu entkommen, sich persönlich an den alten Vicekönig Li-Hung-Tschang wandten und ihm ihre Beschwerden und Klagen vortrugen, ohne daß Se. Excellenz jedoch im Stande gewesen wäre, den gedemüthigten Staatswürdenträgern irgend welche Genugthuung zu verschaffen.

Andere Chinesen der oberen Classen, denen es bisher vergönnt war, von einem ähnlichen grausamen Geschick verschont zu bleiben, haben dafür sonstige Leiden auszustehen gehabt. Wir lesen da im „Tung-Wen", daß es in der kaiserlichen Hauptstadt Peking etwas ganz Alltägliches sei, junge und alte Mandarinen jeden Ranges an den Straßenecken stehen zu sehen, wo sie versuchen, ihre sonst so hochgeschätzten und viel begehrten officiellen Knöpfe in Geld umzusetzen, mit anderen Worten also zu Bettlern herabgesunken sind. Ein ganz krasses Beispiel von der plötzlichen Verarmung dieser sonst im Ueberfluß schwelgenden „Edelsten der Nation" bildet der frühere Präsident der kaiserlichen Strafgerichte, Schung-Li. Dieser gewaltige Herr war vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten der stolze Besitzer von mehr als 3000 vollständigen Costümen. Nach dem Eindringen der Alliirten in Peking verschwand diese glänzende Garderobe so vollständig, daß der arme Schung-Li sich den Rock eines gemeinen Soldaten leihen mußte, bevor er im Stande war, dem gerade eingetroffenen Li-Hung-Tschang seine Aufwartung zu machen und seine Beschwerden vorzutragen.

Diese und ähnliche, natürlich mehr oder weniger übertriebene Geschichten erscheinen dem Ausländer meistens hoch amüsant, für den Chinesen aber sind sie außerordentlich tragisch. Die Thatsache, daß ein Prinz des kaiserlichen Hauses Lastträger spielen oder Schanzgräben aufwerfen muß, ist für das chinesische Gemüth viel fürchterlicher und macht einen bedeutend schärferen Eindruck, als wenn tausend arme Teufel enthauptet werden und von Hunden zerfressen an der Landstraße herumliegen. — Zum Ueberfluß wird von dem chinesischen Reporter noch eine ganze Anzahl anderer und viel ernsterer Geschichten erzählt, die sich nicht einmal leicht in der Umschreibung wiedergeben lassen und denen man als Europäer jedenfalls so lange keinen Glauben schenken kann, als sie nicht besser verbürgt worden sind. Es ist aber gleichgiltig, ob sie wahr oder unwahr sind, — sie sind einmal gedruckt und damit der großen Mehrzahl der chinesischen Bevölkerung bekannt gegeben, die sie natürlich von A bis Z glauben und entsprechend weiter verbreiten. Der Effect ist leicht auszurechnen: die Furcht vor den „fremden Teufeln" ist eine allgemeine, und dem Ausländer wird zweifellos auf viele Jahre hinaus ein überriebener Respect, wenn auch widerwillig, bezeugt werden. („Berl. Börs.-Ztg.")

Der Krieg in Südafrika.

Vom Kriegsschauplatz in Transvaal.

Daß die Boeren reichlich mit Lebensmitteln und Munition versehen sind, sagt auch Hauptmann O'Flaherty von Kitchener's Leibgarde, der in der Nähe von Lindley bei der Farm Piet De Wet's gefangen genommen, durch die Bezirke von Reitz, Bethlehem, Harrismith und Brede als Gefangener von einem Commando zum andern geschleppt und schließlich in der Nähe von Standerton wieder freigelassen wurde. Er zählte insgesammt fünf verschiedene Commandos von zusammen nur 1500 Mann. Nach seinen Mittheilungen sind die Boeren guten Muthes, hoffen den Krieg noch Jahre lang so weiterführen zu können und erwarten, daß die Engländer des Kampfes schließlich müde werden, da er ihnen unverhältnißmäßig schwere Kosten auferlegt. Sie sollen ihre Kinder als Kundschafter und Wachposten auf Kopjes benutzen und ihre Patrouillen vollständig nach dem Muster der berittenen Infanterie der Briten gekleidet haben. Ein anderer Gefangener von Lindley behauptet, De Wet's Leute bestünden meistens aus Fremden; das dürfte kaum zutreffen. Man ersieht aus diesen Schilderungen von Engländern, daß der ganze Nordosten des Freistaates unbestritten in den Händen der Boeren ist, obgleich ihre Commandos nur gering an Zahl sind. Es sei hier noch erwähnt, daß nach englischen nichtamtlichen Meldungen De Wet sich nach Transvaal begeben haben soll, um mit Louis Botha zusammenzutreffen, der bei Ermelo mehrere Commandos, zusammen etwa 8000 Mann, gesammelt haben soll. Unmöglich wäre das nicht, doch bedarf die Meldung der amtlichen Bestätigung. Heute wird uns berichtet:

* **London**, 21. Januar. Das „Reuter'sche Bureau" meldet aus Johannesburg vom heutigen Tage. Der De Wet, welcher sich kürzlich in Transvaal mit Botha vereinigte, ist nicht der General De Wet. Man glaubt, daß Letzterer sich noch immer im Oranje-Freistaat aufhalte.

Viel ist auf diese Meldung auch nicht zu geben. Sie zeigt wieder, daß die Engländer die Fühlung mit De Wet gänzlich verloren und keine Ahnung haben, wo er steckt — Ziethen aus dem Busch!

Im südwestlichen Transvaal ist Zeerust noch immer blockirt und wartet sehnsüchtig auf Entsatz. Unter der Besatzung wüthet eine schwere Lungenkrankheit; auch die Pferdekrankheit ist ausgebrochen. Aus der Capcolonie ist immer noch nicht viel Neues zu erfahren. In Matjesfontein sind einige Gefangene von Sutherland eingebracht worden. Methuen, der sein „Hauptquartier" jetzt in Brijburg hat, rückte am 12. aus und begann eine Operation nach Süden durch den Bezirk Taungs, am 13. hatte er ein Gefecht bei den Kaapbergen westlich von Taungs, am 14. trieb er Delarey, der hier plötzlich mit einem Commando von etwa 1000 Mann auftauchte, südwärts; er hatte dabei 2 Todte und 5 Verwundete.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 22. Januar.

Die Etatsberathung des **Reichstags** ist gestern trotz fünfstündigen Redens wieder nicht fortgeschritten; heute wird die Debatte über den Gehaltstitel des Staatssekretärs des Innern zum siebenten Male aufgenommen werden. Es ist begreiflich, daß diese Debatten nachgerade vor fast leeren Bänken stattfinden, und ihr Ergebniß ist ein so dürftiges, daß man es der Mehrzahl der Mitglieder des Hauses kaum verdenken kann, wenn sie ihre Zeit besser als zum Anhören langweiliger Variationen über ein abgedroschenes Thema verwenden zu dürfen glauben. Wir würden auf die gestrige Sitzung auch gar nicht zurückkommen, wenn nicht der socialdemokratische Abg. Pens einen vom „Vorwärts" veröffentlichten, vom 7. Juli 1896 datirten Brief des Geschäftsführers des Centralverbandes deutscher Industrieller Bueck an den damaligen Vorsitzenden des Verbandes, Reichsrath v. Haßler, zur Sprache gebracht hätte. Da von diesem Briefe voraussichtlich noch öfter die Rede sein wird — vermuthlich auch im preußischen Abgeordnetenhause —, so sei das Wesentlichste aus ihm mitgetheilt. Am 27. Juni 1896 war bekanntlich Herr v. Berlepsch als preußischer Handelsminister durch Herrn Brefeld ersetzt worden, mit dem Herr Bueck bald nachher eine Unterredung hatte. Ueber diese berichtet Herr Bueck nach einer Erörterung persönlicher Art folgendermaßen:

Daß wir endlich doch Herrn v. Berlepsch klein bekommen haben, hat mich auch mit Befriedigung erfüllt; Ihrem Wunsche, über den neuen Handelsminister etwas zu hören, komme ich, soweit ich dazu im Stande bin, in Folgendem nach. Zunächst mein persönliches Verhältniß zu demselben betreffend, so kenne ich Herrn Brefeld nicht nur von seiner sechsjährigen Thätigkeit im Staats-Eisenbahnrath (!), dessen Vorsitzender er war, und Abgeordneter, sondern ich bin auch in gesellschaftlicher Beziehung mit ihm im Verkehr gewesen. Brefeld und mein Schwiegersohn Creuse sind nämlich alte Jugendfreunde, B. ist bei der Hochzeit in meinem Hause gewesen und ich bin häufig bei Creuse mit ihm zusammen gewesen, wo wir freundschaftlich mit einander verkehrt haben. Meine persönlichen Beziehungen zu dem neuen Handelsminister sind demnach gut und ich empfand dies auch bei einem ihm gestern abgestatteten Besuche. Ich wurde sehr freundlich empfangen und auf meine Anrede, daß ich gekommen sei, um meine Glückwünsche abzustatten und dem Wunsche Ausdruck zu geben, daß das Handelsministerium mit dem Centralverband freundliche Beziehungen unterhalten möge, erwiderte er, daß, soweit seine Person dazu beizutragen in der Lage sei, dies der Fall sein solle. Er fuhr dann fort, daß er allseitig auf große Nachsicht würde rechnen müssen, denn wenn er vorher hätte übersehen können, auf wie vielen Gebieten seines Ressorts ihm die nothwendige Erfahrung und Kenntniß fehle, so würde er noch größere Bedenken gehabt haben, das Amt zu übernehmen; unter den Schwierigkeiten schien er auch zu verstehen, daß, wie er sagte, „ein gewisses Abweichen von dem bisherigen System mit zu seiner Aufgabe gehöre"; damit war mir der gewünschte Anlaß gegeben, die bisherige Richtung des Handelsministeriums in den socialpolitischen Fragen in die Besprechung zu ziehen, worüber wir uns etwa ¾ Stunde unterhalten haben. Ich nahm keinen Anstand, zu erklären, daß die Ablehnung des im Uebrigen ganz vernünftigen Handelskammer-Gesetzes hauptsächlich gegen die weiteren Pläne des Herrn v. Berlepsch gerichtet gewesen sei, und zwar hauptsächlich gegen die von ihm geplante Organisation der Arbeiter. Die Gefährlichkeit dieser extremen Maßregel erkannte er vollkommen an. Ich setzte eingehend den Standpunct des Centralverbandes zur socialpolitischen Gesetzgebung auseinander, betonte, daß wir dieselbe thatkräftig unterstützt und gefördert haben, bezeichnete aber auch die Puncte, in denen man unseres Erachtens bereits zu weit gegangen sei. Die Stellung des Herrn Brefeld läßt sich nun etwa wie folgt charakterisiren. Primo loco ist er von der Ueberzeugung durchdrungen, daß sich die Lage der arbeitenden Classe gegen früher ganz außerordentlich gebessert habe, daß sie als eine vollkommen befriedigende bezeichnet werden müsse, und daß die von gewisser Seite ausgehenden Klagen über die traurige Lage der Arbeiter ein Unfug sei. Daher sei er dafür, jetzt in dem Laufe der socialpolitischen Gesetzgebung mehr Ruhe eintreten zu lassen, und das sei auch die Ansicht des Kaisers. Dabei unterließ er nicht, Lohmann als den zu bezeichnen, der, von weitgehenden socialistischen Ideen befangen, wohl das treibende Element in der bisherigen Richtung gewesen sei und um so mehr habe durchdringen können, da Berlepsch, vielleicht nur in Folge der Bewegung zur Zeit, als er in das Amt eintrat, sich vollständig geistesverwandt mit Lohmann erwiesen hat. Ich schicke voran, daß Brefeld mit Lohmann sehr befreundet ist und auf „Du" mit ihm steht. Herr Brefeld schien mich bezüglich des genannten Herrn mit der Bemerkung beruhigen zu wollen, daß Lohmann, mit dem er voraussichtlich oft in Meinungsverschiedenheiten sein werde, doch nachgiebt, wenn er sich bei seinem Chef einem ernsten Willen gegenüber befinde; auf diese Eigenschaft Lohmann's habe ihn auch schon Berlepsch aufmerksam gemacht, und auch er habe bereits Gelegenheit gehabt, sie zu erkennen. Im Uebrigen gilt Brefeld als ein ruhiger, ernster Mann mit festem Charakter und festem Willen, und so weit ich die Sache zu übersehen vermag, können wir mit dem Tausch wohl zufrieden sein. Wir schieden, ich möchte fast sagen, in freundschaftlicher Weise, er ersuchte, auch ihm im gegebenen Falle mit Rath und That zur Seite zu stehen und stets zu ihm zu kommen, wenn wir irgend etwas haben.

Was nun den Bund der Industriellen betrifft, so bitte

Feuilleton.

Das neue Bahnproject.

18] Roman von Paul Oskar Höcker.

Nachdruck verboten.

„Fünf Tage hintereinander hackten, gruben und schaufelten wir. Ein tiefer Schacht klafft nun im Eise. Und jedem Anhänger Orell's, der meine Einwendungen engherzige Aeußerungen vom grünen Tisch her nannte, steht es frei, hier herauf zu wallfahrten und sich zu überzeugen mit eigenem Augenschein, ob Jener oder ich Recht hatte!

„Das Werk ist gethan. Alles, was ich besaß, ließ ich den unerschrockenen Gehilfen. Sie haben die Ruhe und ihren Lohn reichlich verdient nach solcher Winterarbeit.

„Während der Schneesturm hier oben sein Unwesen treibt, Steinschlag über den Firn rollt, und ein furchtbares, dichtes, erstickendes Leichentuch sich um alle Glieder der starren Alpenriesen schlingt, sitzen die Getreuen da unten in ihrem armseligen, eingeschneiten Gebirgsdörflein und stoßen an auf das Wohl ihres seltsamen Bauherrn.

„Verrückt wird wohl die Mehrzahl der Braven das geheimnißvolle Werk und seinen Schöpfer gefunden haben? Was thut's? Ich hab' erreicht, was ich wollte.

„Anna Schwändi hat es nun in der Hand, mein Andenken und meine wissenschaftliche Ehre zu retten — falls sie's über sich vermag, den Vortheil ihres Vaters und damit den eigenen preiszugeben. Sie wählt.

„Der Sturm hat sich gelegt. Aber noch immer wütet der Steinschlag fort. Ich höre ihn donnern und dröhnen. Möglich, daß eine der unheimlichen Lawinen die Hütte aus dem Felsen hebt und sie in dieser Nacht noch in den grausigen Abgrund schleudert. Dann wird auch dieser Brief unter einer Schneelast begraben, die vielleicht erst nach Jahrzehnten unter den Strahlen einer heißen Julisonne ins Schmelzen geräth.

„Ich werde es nie erfahren, ob Du ihn zu lesen bekommst, Elisabeth.

„Dennoch lege ich hier meinen letzten heißen Abschiedsgruß für Dich nieder.

„Das Schicksal hat uns getrennt; und was das Schicksal nicht that, um uns unglücklich zu machen, das thaten wir selbst. Es irrt der Mensch, so lange er strebt.

„Wenn es draußen stiller geworden ist, so werde ich vor die Thür treten. Vom Erdaufwurf an der östlichen Seite der Hütte vermocht' ich an klaren Tagen oft über ein wunderliches Felsgewirr hinweg tief, tief unten im Thal ein Holzkreuz zu erkennen; es war das Thurmkreuz des kleinen Kirchleins von Wängli. Vielleicht scheint der Mond so klar, daß ich's mit dem Fernrohr auch jetzt in der Nacht erkennen kann. Dem Holzkreuzlein trag ich meinen letzten Gruß für Dich auf. Dann lösch ich das Licht.

„Und morgen in aller Frühe wandre ich noch einmal — ein letztes Mal — zur Brandeisspitze. Ob ich sie in den Schneemassen, die heute Nacht niedergegangen sind, finden werde, ich weiß es nicht. Nur das eine weiß ich, daß meine Spur hier im Hochgebirge verweht sein wird für immer und ewig, sobald ich diesen Brief geschlossen und die Hütte verlassen habe.

„Lebe wohl, Elisabeth. Du warst mir viel in meinem Leben — warst das einzig warme Lichtlein, das meinen düsteren Dornenpfad erhellte. Du hättest meines Daseins ganze Sonne sein können, wenn — wir beide die Prüfung des Schicksals besser bestanden hätten!

„Hab' ich Dir weh gethan mit diesen Zeilen, so verzeih dem Armen, dem unsagbar Unglücklichen, der sich so heimlich aus der Welt wegschleichen muß.

„Und flicht in Dein Gebet eine Fürbitte ein für die irrende Seele Deines Freundes!"

X.

. . . . Vier Uhr Morgens . . .

„Wie die Stunden schleichen!" flüstert Arnold Zwyssler. Er hat vergebens versucht, Schlaf zu finden. Immer wieder schreckt ihn die Vorstellung an das empor, was vor ihm steht.

Sterben sollen! So jung noch — und schon von hinnen scheiden müssen!

Er zündete Licht an und holte die Bibel, die dort in der Ecke der Hütte auf der Samariterliste liegt.

Die Stirn in die eisigen, zitternden Hände pressend, liest er. Aber was da geschrieben steht, bringt ihm keine Ergeidung. Die Sünde an Gott, die er plant, rückt nur um so deutlicher vor sein Gewissen. Sein Haupt sinkt endlich aufs Buch nieder. Erschütternd weint er seit vielen, vielen Jahren zum ersten Mal wieder.

Plötzlich schreckt ihn ein wimmernder Laut empor, der eine andere Klangfarbe hat, als das heulende Pfeifen und Klirren des an den Eisendrähten rüttelnden Windes.

Wie eine menschliche Stimme klingt es — wie das Weinen eines Kindes.

Mächtig greift ihm der Ton ans Herz. Er hat sich schon seit Jahren aller Gemeinschaft mit lebenden Wesen gewöhnt — hat' geglaubt, das letzte Mal zu Menschen gesprochen, Menschen ins Auge gesehen zu haben, als er von seinem treuen Gefährten, dem alten Warmspach, Abschied nahm.

Was bedeutet nun dieses Wimmern und Klagen?

Rauschend geht wieder Steinschlag nieder. Lange hält das Surren des über die Hänge stürzenden Moränenschutts nach. Dann wird's wieder still — aber der Wind ist stärker geworden, und das Geklirr des schweren Materials, von dem die Hütte erbaut ist, mischt sich in das Brausen und Klagen der Windsbraut, so daß der matte Laut von vorhin übertönt wird.

Wieder läßt sich der Einsame vor der Bibel nieder und beginnt zu lesen.

Da erklingt abermals der Hilferufschrei.

Nun läuft es ihm eisig kalt über den Nacken. Er fährt empor. Ohne Zweifel ist da ein Mensch in Gefahr. Er muß suchen, ihn zu retten.

Nacht ist's draußen. Zwischen jagenden schwarzen Sturmwolken blitzt die Sichel des Mondes hervor. Oben vom Brandeis rollt der Steinschlag herunter — die ganze Platte, auf der die Hütte steht, einhüllend in den feinen weißen Schneesand, der durch den Luftdruck von den Firnhängen mit herabgewälzt wird und hier einen wilden, wirren Tanz aufnimmt.

Arnold muß sich an der Thür festhalten, so zerrt der heulende Sturm an ihm.

Mit großen, starren Augen blickt er rundum aus.

Dann ruft er.

Sein Name tönt zurück.

Er glaubt nicht recht gehört zu haben. Seine erregte Phantasie muß ihn narren. Denn Keiner weiß hier, wer er ist und wie er heißt. Absichtlich hat er die Leute zu über seine Person im Unklaren gelassen.

„Arnold!" vernimmt er noch einmal aus ermatteter Brust. Es giebt keinen Zweifel mehr, sein eig'ner Name ist's, den der Fremde da ruft.

Es muß ein Knabe sein, der Stimme nach zu urtheilen. Er denkt sofort an Wurmspach's tapfern Sohn. Doch nein, es liegt ein weiblicher Klang in dem Ruf.

Wenn er nur sehen könnte, wo die Rufende sich befindet. Ringsum liegt Schnee. Während die Wolken secundenlang die Mondsichel freigeben, treten die weißen Schneefelder in schimmernde, blendende Beleuchtung. Doch nirgends ist ein menschliches Wesen zu entdecken.

Aber da — in dem kesselartigen Einschnitt, durch den der Steinschlag hinabsaust — bewegt sich dort nicht etwas?

Ja, dicht unter dem Rand des Couloirs, auf einem altanartigen Vorsprung, wie angeklebt an den Felsen, kauert eine Gestalt. Sie muß ihn bemerkt haben, denn sie hebt die Arme zu ihm empor.

„Barmherziger Gott!" schreit er plötzlich auf, denn in diesem Augenblick sieht er dicht über dem Rand des Couloirs eine polternde, stäubende Ladung Geröll und Moränenschutt ankommen. Noch eine Secunde, und sie muß die Rufenden getroffen und mit in die Untiefe gerissen haben.

Doch nein — der Steinschlag geht über sie weg. Sie befindet sich im todten Winkel des Felsabsturzes — wenigstens vor dieser Gefahr scheint sie gesichert.

Aber wie lange mag die Unglückliche dort schon ausgehalten haben? Wie kam sie überhaupt dahin? Wollte sie zu ihm? War es das Weib, die Tochter eines seiner Arbeiter? Und war vielleicht unten ein Unglück geschehen — wollte man seine Mildthätigkeit wieder in Anspruch nehmen? Die Armen, Betrogenen, die bei ihm noch Reichthümer vermutheten.

. . . . Arnold war sofort in die Hütte zurückgestürmt, um den Eispickel und das lange Seil zu holen. Wenn ihm auch das eigene Leben nichts mehr galt, — das seiner Mitmenschen schätzte er höher ein. Und seine Versündigung an Gott war vielleicht geringer, wenn er mit einem guten Werke aus dem Dasein schied.

Die Stelle, an der die Unglückliche kauerte, war überaus schwierig in Angriff zu nehmen. Am Rand entlang dahin zu gelangen, war des Steinschlags wegen ganz und gar ausgeschlossen. Man mußte sich vielmehr einen Weg im Couloir selbst zu bahnen suchen. Die Wand war aber senkrecht und bot nur hier und dort kleine Felsvorsprünge; auch Firnschnee oder Vergletscherungen, in denen man hätte einen Halt finden können, gab's an dem ganzen Rande nicht.

Für alle Fälle befestigte Arnold das Ende des Seiles, an das er sich selbst anschlug, an einem der Hauptpfosten der Hütte. Dann trat er bis an den Rand des im Bogen sich nach der Unglücksstelle hinziehenden Abgrundes.

Die Felswand stürzte ihre 100 Meter jäh ab — dann traf sie einen Moränenwall, jenseits dessen die Bergletscherung des Gscherhornausläufers zu Thal ging — was dahinter kam, war im Mondlicht trotz des reflectirenden Schnees nicht zu erkennen.

Ein Absturz in diese schauerliche Untiefe bedeutete den gewissen Tod.

Arnold kletterte über den Rand auf einen Felsvorsprung und überlegte hier den Angriff.

Er mußte zunächst 40 Meter tief abfahren, um auf eine gegenüberliegende Felsrippe zu stoßen. Die bot für einen geübten und unerschrockenen Kletterer hier und da einen winzigen Griff.

SLUB
Wir führen Wissen.